

Insel

Marie Luise
Kaschnitz
Fern-
gespräche

Erzählungen

Mit ihren unter dem Titel *Ferngespräche* gesammelten Erzählungen, die hier als Neuauflage erscheinen, trat Marie Luise Kaschnitz 1966 in den Insel Verlag ein. Die Menschen, von denen Marie Luise Kaschnitz hier erzählt, finden sich scheinbar mühelos in dem ihnen zugewiesenen Leben zurecht, sie tun, was von ihnen verlangt wird, nicht weniger und nicht mehr, bis eines Tages das Unvorhergesehene geschieht und sie aus der gewohnten Bahn wirft – ob sie es wahrhaben wollen oder vor sich selber verbergen, Unschuld oder Lebenslüge mit der verzweifelten Kraft von Verurteilten niederzureden versuchen. Wie individuell die Personen auch gezeichnet sind – sie sind beispielhaft noch für die Menschen von heute. Nicht die Außenseiter der Gesellschaft werden beschrieben, nicht die Erniedrigten und Beleidigten, sondern die sanft Gestrandeten, hier und jetzt, alle in einem Alltag lebend, der scheinbar glatt funktioniert, plötzlich aber, in einer Geste, einem Wort, im Zufall einer Begegnung, den Blick ins Unheimliche freigibt, in einen Bereich, von dem aus gesehen alles bisher Gelebte fragwürdig wird. Damit und von hier aus ist das Leben neu zu entwerfen.

Marcel Reich-Ranicki schrieb zur Erstausgabe des Bandes: »So vereint der Band *Ferngespräche* Geschichten, deren Atmosphäre in der deutschen Gegenwartsliteratur einmalig ist: Schwermut ohne Verbitterung, Mitleid ohne Wehmut, Trauer ohne Zorn, Schmerz ohne Haß. Und zugleich: Leichtigkeit und Heiterkeit ohne Verharmlosung dessen, was um uns geschah und geschieht . . . Auch diese Erzählungen sind leise, auch ihnen fehlt es weder an Wärme noch an Herzlichkeit. Es ist nicht Sache der Marie Luise Kaschnitz, anzuklagen oder zu attackieren. Ihre Aufgabe ist es, ihr Erbarmen mit der Kreatur in Bildern und Handlungen auszudrücken.«

insel taschenbuch 1422

Kaschnitz

Ferngespräche



Marie Luise

Kaschnitz
Ferngespräche

Erzählungen

Insel Verlag

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1922

insel taschenbuch 1422

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1966

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Satz: LibroSatz, Kriftel

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-458-33122-3

Ferngespräche

Ein Tamburin, ein Pferd

Ein Haus am Waldrand, eine Art Villa, nicht großartig und auch nicht ärmlich, ein Stockwerk und ein paar Mansardenzimmer, mit schiefen Wänden, in einem der Mansardenzimmerchen schläft das Kind und ein Hampelmann hängt über seinem Bett. Er hängt frei, hat ein Schnürchen zwischen den Beinen, an dem zieht das Kind vor dem Schlafen, ein wenig Licht fällt da noch ins Zimmer, und der Hampelmann zieht die Beine in den geringelten Höschen so hoch er kann. Das Kind ist elf Jahre alt, eine zufriedene Waise, die gern in die Schule geht, gern der Pflegemutter im Hause hilft, gern mit dem Pflegevater an der Strecke entlang geht, wo der alte Eisenbahner jede Minute Verspätung registriert. Die meiste Zeit ist Krieg, Truppentransporte und Gefangenentransporte rollen durch das Birkenwäldchen und, auf einem niederen Damm, durch das Moor. So nah der Grenze liegt das Städtchen nicht, daß die Einwohner evakuiert werden, es wird dort auch nicht geschossen, nur eines Tages kommen die fremden Soldaten und quartieren sich überall ein.

Schon ein paar Tage vorher hat das Kind die Pflegeeltern aufgeregter flüstern hören, wir sind alt und das Kind ist ein Kind, wir geben ihnen alles, was wir haben, es kann uns nichts geschehen. Das Kind weiß nicht, was ihm geschehen soll, Soldaten haben zu essen und geben zu essen, einer hat ihm sogar einmal Schokolade geschenkt. Als eines Nachts das Gepolter an der Tür unten losgeht, erschrickt das Kind, aber nicht allzu-

sehr. Zieh dich an, ruft der Pflegevater, und gleich darauf, wir kommen, ja wir kommen, und schon hört man auf der Treppe seinen leichten Schritt. Ein paar Minuten später stehen alle im Hausflur, die Pflegeeltern, das Kind und die fremden Soldaten, die, wie sich herausstellt, gar kein Quartier verlangen und auch nicht plündern wollen, sondern jemanden suchen, der sich, wie sie meinen, hier verborgen hält. Aber das Kind weiß genau, es ist niemand im Hause, und wie die Pflegeeltern den Kopf schütteln, schüttelt auch das Kind den Kopf. Die Soldaten machen böse Gesichter, einer packt den Pflegevater bei der Schulter und dreht ihn um, er stößt ihm seinen Revolver in den Rücken und zwingt ihn vor ihm her durch alle Zimmer zu gehen, auch in die Küche und in die Speisekammer, schließlich steigen sie auch die Treppe hinauf. Neben dem Zimmer des Kindes liegt noch ein anderes, ebenso kleines, mit ebenso schiefen Wänden, das einmal als Fremdenzimmer gedient hat, aber jetzt kommt schon lange kein Besuch mehr, dann als Vorratskammer, aber es gibt nichts mehr aufzuheben, nur Gerümpel steht da noch herum. Die Pflegemutter hat den Schlüssel vor kurzem einmal abgezogen, tu ihn ins Tamburin, Kind, und das Kind, das den Schlüssel zunächst in sein Schürzentäschchen gesteckt hat, glaubt, daß es das auch wirklich getan hat, denn in dem kleinen runden Kalbfell mit seinem hohen, von Glöckchen besetzten Rahmen, dem Zigeunerinstrument aus der Kostümkiste, werden bei den Pflegeeltern die Schlüssel verwahrt. Vor der Kammer stehen sie jetzt wieder, in der Nacht, dort soll der Gesuchte sich verbergen, die Soldaten rütteln

an der Türklinke und die Pflegemutter schickt das Kind nach dem Tamburin, das im Geschirrschrank in der Küche seinen bestimmten Platz hat und dort auch gleich zu finden ist. Das Kind trägt das Ding, so schnell es kann, die Treppe herauf, es hat das Gefühl, daß das vertraute Klappern und Klingeln heute nicht am Platze sei, und darum wickelt es seine Schürze um die Glöckchen und hält die tanzenden Schlüssel fest. Überall brennt das elektrische Licht, aber vor dem Treppfenster liegen Gärten, Wiese und Waldrand in gespenstischer Dämmerung, und erst jetzt spürt das Kind ein Unbehagen, eine leise Angst, es könne das alles schlecht ausgehen und niemals wieder so werden wie es früher war. Der Pflegevater nimmt dem Kind das Tamburin ab, seine Hände zittern so sehr, daß die Schlüssel auf dem Kalbfell einen kleinen Trommelwirbel ausführen, ein Geräusch, das die Soldaten in Wut und Schrecken versetzt. Jetzt haben plötzlich alle vier ihre Revolver in der Hand und alle sprechen durcheinander, in einer Sprache, die das Kind nicht versteht. Endlich schreit der einzige, der etwas Deutsch kann, aufmachen, da hat der Pflegevater schon ins Tamburin gegriffen und einen Schlüssel herausgezogen, aber es ist der richtige nicht. Auch der zweite, den er den Soldaten hinhält, paßt nicht ins Schloß der Kammer, auch der dritte nicht und der vierte nicht. Er muß aber doch da sein, sagt die Pflegemutter ein paarmal hintereinander und fängt schon zu weinen an. Sie hat vergessen, daß sie dem Kind den Schlüssel zum Verwahren gegeben hat, und auch das Kind hat es vergessen, es fällt ihm erst viel später wieder ein. Den Soldaten ist anzumerken, daß

sie die ganze umständliche Sucherei für eine List halten, zornig wühlen sie jetzt selbst im Tamburin, in dem sich fast nur noch ganz kleine Schlüssel, wie für Koffer oder Vorhängeschlösser befinden. Und dann hört das Kind, das am Boden hockt, um die von den Soldaten zornig geworfenen Schlüssel aufzulesen, es zweimal scharf knallen, und meint, daß jemand von draußen, aus der unheimlich veränderten Alltagslandschaft, in die Fenster schießt. Es fällt etwas schwer zu ihm herunter, ein Körper, der zwischen den Beinen der Soldaten verkrümmt steckenbleibt, und ein Kopf, der tiefer rutscht und gerade neben seine Hand zu liegen kommt. Es dauert eine Weile, bis das Kind das Lüsterjäckchen und die rosige, von weißen Löckchen umgebene Glatze des Pflgevaters erkennt. Die Mutter ist aufs Gesicht gestürzt, ihr gebrechlicher Körper wird von den Männern beiseite geschoben, und das Kind, das niemand beachtet, rutscht auf dem Bauch die Treppe hinab. Wie es aus dem Haus gekommen ist, weiß es später nicht mehr zu sagen, nur daß sich in seiner Erinnerung drei Dinge verbinden, das eisige Fegen des hohen nassen Grasses an seinen Waden, die schweren Schläge, mit denen oben die Soldaten die Tür der Kammer aufbrechen und das Klingeln des Tamburins, das das Kind jetzt wieder in der Hand hält, ohne zu wissen wieso und warum. Es ist inzwischen noch kaum heller geworden und im Wald ist es noch dunkler als draußen, zu dunkel in jedem Fall für ein so kleines Mädchen, das von etwas fortstrebt, aber nicht weiß wohin. Sich zu verstecken wäre gut, aber das Kind bleibt doch lieber auf dem breiten weißen Sandweg, läuft und läuft ohne

Besinnung und ohne sich recht klarzumachen, was geschehen ist. Nichts von Trauer über den Tod der doch geliebten Pflegeeltern, kein Gefühl von Alleinaufderwelt. Nur kalt, kalt, und war da nicht einmal eine Holzfällerhütte, und war da nicht einmal ein Holzstoß, hinter dem man hätte Schutz suchen können vor dem eisigen Wind. Kein Holzstoß ist da, keine Hütte, aber hinter einer Wegbiegung ein Chaisenwägelchen mit einem Pferd und keinem Kutscher, das Pferd ist halb abgeschirrt, läßt den Kopf trübsinnig hängen und döst vor sich hin. Das Kind überlegt nicht lang, es sieht das dicke Spritzleder zurückgeschlagen, es klettert in das Wägelchen und rutscht ganz hinunter und zieht sich die schwarze glänzende Decke über den Kopf. Von dem Augenblick an ist alles gut, das wilde Rauschen der Fichtenwipfel ein Schlaflied, der blutrote Streifen zwischen den Stämmen ein freundliches Licht. Kaum, daß es im Wagen hockt, schläft das Kind schon ein und hat angenehme Träume, Schaukelträume, auf einer Schaukel, deren Seile weiß Gott wo befestigt sind, fliegt es über dem maigrünen Birkenwäldchen hin. Plötzlich dann wird die Schaukel angehalten, jemand reißt an den Seilen, es wird wieder dunkel und eine Schnauze fährt dem Kind ins Gesicht. Es reißt erschrocken die Augen auf, aber dadurch wird nichts besser, die Schnauze ist ein Pferdemaul, aber kein weiches, rundes, wie es der Schecke vom Löwenwirt hat, sondern eines mit langen gelben Zähnen, und wilde glühende Augen stehen dem Pferd ganz außen am Kopf. Das Kind weiß nicht mehr, wie es unter die schwarze Wachstumdecke gekommen ist, und der Gedanke, daß

das halb abgeschirrte Tier sich umgedreht hat, um bei ihm Schutz und Wärme zu finden, kommt ihm nicht.

Weil es unter den noch immer nachtschwarzen Bäumen mit dem Pferd allein ist, wird ihm dieses einzige Lebewesen zum Schrecken aller Schrecken. Sein Anblick ist schlimmer als der Anblick der toten Pflegeeltern, eine viel ältere Erfahrung und darum ganz anders schlimm. Das Kind schlüpft an dem Pferdekopf vorbei und springt aus dem Wagen, es läuft weg, wieder barfuß auf den naßkalten Feldwegen, das Tamburin hat es zurückgelassen, jetzt hat wohl das Pferd mit dem Maul gegen die kleine Trommel gestoßen, was anders hätte im Wald so dumpf und merkwürdig tönen können, aber vielleicht ist es auch der Herzschlag des Kindes, das rennt und rennt und dem jeder Atemzug rauh und schmerzhaft durch die Kehle fährt. Endlich fällt es hin und schreit, weil es jetzt hinter sich auch den Hufschlag des Pferdes und das Räderrollen des Wägelchens vernimmt. Aber nichts kommt, kein Wagen, kein Pferd, dagegen ist hinter den Bäumen die Sonne aufgegangen, und nach einer Weile ruft jemand das Kind, eine Frau aus dem Ort. Die Frau ist zum Reisigsammeln unterwegs, sie weiß schon alles und nimmt das Kind mit sich nach Hause; später ist es in ein Waisenhaus gekommen. Es hat niemals nach seinen Pflegeeltern gefragt, obwohl diese doch gut zu ihm gewesen sind und es sie gern gehabt hat. Um das Haus, in dem es gewohnt hat, hat es immer einen großen Bogen gemacht. Je mehr Zeit vergeht, um so sicherer ist es, daß es den Schlüssel, den ihm die Pflegemutter in die Hand gegeben hat, nicht in das Tamburin gelegt, sondern irgendwo verlo-

ren hat, und daß es dadurch eigentlich schuld an dem Tode seiner Pflegeeltern war. Es hat darüber aber keine Gewissensbisse empfunden. Durch alles, was ihm später, das heißt, ehe die guten Zeiten gekommen sind, noch zugestoßen ist, ist es mit einer Art von kaltem Mut hindurchgegangen, wie jemand, der schon bei den Toten war und der durch ein Wunder wieder auf die Erde zurückgekehrt ist. Es hat später geheiratet und selbst Kinder bekommen, es führt jetzt ein Leben, wie alle es führen, mit den Sorgen und Freuden, wie alle sie haben. Vor Pferden allerdings empfindet diese junge Frau ein ganz unmäßiges Grauen, und ich möchte das Entsetzen in ihren Augen nicht sehen, wenn sie einmal, was aber kaum zu erwarten ist, die Glöckchen eines Tamburins hört.

Der Tulpenmann

Der Circus, von dem ich Ihnen erzählen will, Herrn Luigis Circus, war ein trauriger, ein Wrack von einem Circus, so könnte man sagen, ein Ding, das sich noch eine Weile über Wasser hält, aber was hilft das, es geht schließlich doch unter, es ist zum Untergehen bestimmt.

Diesem Circus nämlich hatte, als er in Afrika unterwegs war, ein Wirbelsturm das Zelt in Fetzen gerissen; ein Kriegsschiff, soviel ich mich erinnere, ein britisches, hatte ihn aus Gutmütigkeit nach Italien mitgenommen, und da stand er nun, ich meine die vielen Wagen, große und kleine Wohnwagen und die Wagen für die Tiere und die Lichtmaschine und der Waschwagen, und konnte keine Vorstellungen mehr geben.

Er stand, genau gesagt, vor den Toren Roms, ein Stückchen außerhalb der aurelianischen Mauer, es ist da eine alte Pyramide, die sogenannte Cestiuspyramide und ein akatholischer Friedhof, auf dem Goethes Sohn begraben liegt und der englische Dichter Shelley, der von seinem eigenen Namen behauptete, daß er in Wasser geschrieben sei. Nicht weit von der Pyramide, dem Stadttor und dem Friedhof befindet sich ein großes ödes Feld, eine Art von Schuttabladeplatz und daneben die Station der Schnellbahn, die an den Lido von Ostia und auch zu den Ruinen der alten Hafenstadt führt. Es ist der Platz, der Circussen und wandernden Schaustellern zugewiesen wird. Man sieht von dort aus die nachts angestrahlte Fassade der Basilika San Paolo. Die

Elektrische, die einen Kreis um ganz Rom beschreibt, fährt an der Pyramide und dem alten Stadttor vorüber, so daß man von allen Seiten der Stadt her eine gute Verbindung hat.

Wegen dieser guten Verbindung haben die Circusse und die wandernden Schausteller an der Porta San Paolo auch im allgemeinen recht gute Geschäfte gemacht. Aber, wie ich Ihnen schon sagte, hatte Herr Luigis Circus kein Zelt mehr und auch keine Tribünen und konnte keine Vorstellungen mehr geben. Es konnten dort nur am Nachmittag ein paar Clowns und Parterreakrobaten auftreten, und es konnten die Ställe besichtigt werden, aber auch das nur in der allerersten Zeit.

Später nämlich, nach dieser Zeit, hat die Polizei um den Circus einen Stacheldrahtzaun gezogen. Sie hat das getan, weil die Tiere, die aus Geldmangel nicht mehr gefüttert werden konnten, Tag und Nacht brüllten und mit ihrem Gebrüll die Einwohner des Stadtviertels um die Porta San Paolo in Schrecken versetzten. Der Panther hatte einen der Stäbe seines Käfigs zertrümmert und ein Kind verletzt. Verschiedene Tiere waren eingegangen, und obwohl die Kadaver sofort verscharrt wurden, hat sich ein pestilenzialischer Gestank verbreitet. So vergingen die ersten Tage des Monats August. Ferragosto, der eisenglühende Fünfzehnte, nach dem sich, wie man sagt, die Hitze bricht, war noch weit. Es war fürchterlich heiß, und vor Mitternacht bewegte kein Windhauch die verpestete Luft.

An einem dieser ersten Augusttage sah Herr Luigi den Circus zum ersten Mal. Er wohnte in einem ent-

fernt gelegenen Stadtteil und kam an der eingegitterten Wagenburg nur ganz zufällig eines Abends vorbei. Aber dann hörte er die Tiere brüllen und sah zu seinem Erstaunen mehrere alte Frauen, die sich mit Körben und Säcken dem Stacheldrahtzaun näherten und Heu, Karotten und halb verfaulte Bananen über den Zaun zu werfen versuchten. Von den alten Frauen erfuhr er, was mit dem Circus geschehen war. Er blieb stehen und machte sich vor Mitternacht nicht wieder auf den Weg. Er sprach mit den Polizisten, die vor dem Tor Wache hielten, und mit den Artisten und Tierpflegern, die dort ein- und ausgehen durften, wenn sie ihre Ausweise zeigten.

Dieser Herr Luigi ist ein Liebhaber von Circussen, oder wie man sich heute ausdrückt, ein Fan. Er ist noch mehr als das, ein Liebhaber des zwecklosen Spiels und jener vollkommen beherrschten Bewegung, die die Schwerkraft besiegt. Im Laufe seines Lebens hat Herr Luigi vielen Circusvorstellungen beigewohnt. Er hat sich in der Pause an jenen Ausgang des Zeltes begeben, wo die Artisten, in schmutzigen Bademänteln, auf Taurollen hockend, ausruhen oder in ihren Tricots umhergehen und ihre Muskeln lockern, und wo die Haut der von zwei Männern dargestellten Giraffe und die grotesken Musikinstrumente der Musical-Clowns liegen. Er wußte, wie durch eine bestimmte Art des Schminkens die zugleich lachenden und tieftraurigen Gesichter der Spaßmacher entstehen und welche Geduld es kostet, bis die rosa und himmelblau gefärbten Tauben von den obersten Sitzreihen her auf die Hand der mit einer Perlenhaube geschmückten Dame fliegen.

Darum mußte auf den Herrn Luigi, der nun jeden Abend nach Büroschluß den Platz bei der Pyramide und dem alten Stadttor aufsuchte, der Haufen Elend, den dieser Circus darstellte, einen furchtbaren Eindruck machen. Er war nichts als ein kleiner Angestellter, aber er war ein empfindsamer Mensch, ein Mensch, der in einer Katastrophe gleich alle Katastrophen und in dem Niedergang eines Dinges den Niedergang aller entsprechenden Dinge sieht. Obwohl er sich sagen mußte, daß es auf einen Circus mehr oder weniger nicht ankommt, bildete er sich doch ein, daß dieses Unternehmen das letzte seiner Art sei und daß mit seinem Untergang alle schwingenden Trapeze, alle federngeschmückten, dressierten Pferde und alle watschelnden zwergenhaften Spaßmacher aus der Welt verschwinden würden. Er war sehr niedergeschlagen, und er wurde noch trauriger, als der Ausverkauf der Tiere begann.

Ja, die Tiere wurden verkauft. Es erschien eine Anzeige in der Zeitung, auf die hin einige Raubtiere und ein junger Elefant vom zoologischen Garten übernommen wurden. Die Schimmel, die gewohnt waren, in der Manege hübsche Figuren zu bilden, und die bei dem immer wieder einsetzenden Beifall freudig mit den straußfedergeschmückten Köpfen genickt hatten, wurden einzeln abgeholt, um geschlachtet zu werden oder um die Karren von Holzlieferanten und Gemüsehändlern zu ziehen. Es blieben aber noch viele hungrige Tiere übrig, und Herr Luigi überlegte sich ernsthaft, ob er nicht eines von ihnen mit sich nach Hause nehmen könnte. Er tat das aber am Ende doch nicht. Denn er

hatte zu Hause eine Frau, die sehr schwer und sehr streng war und deren dicke schwarze Augenbrauen in der Mitte zusammengewachsen waren. Er mußte seiner Frau jeden Pfennig seines Gehaltes abliefern und konnte darum so gut wie nichts in die Pappschachtel werfen, die, für milde Spenden bestimmt, an der Außenseite des Drahtzaunes hing. Er konnte zu der Rettung der Tiere nichts beitragen, und er hatte nicht einmal genug Geld, um dem Direktor, der einen Selbstmordversuch gemacht hatte, einen Blumenstrauß ins Krankenhaus zu schicken. An dem Tag, an dem der Direktor ins Krankenhaus gekommen war, zeigte der große Kalender in Herrn Luigis traurigem Eßzimmer eine fette Fünf, es war der fünfte August. Am sechsten wurden die fünf Töchter der Luft, die sich für Schwestern ausgaben, abgeholt. Einige wohlhabende Herren aus der Stadt, die ihre Photographien in der Zeitung gesehen hatten, hatten sie eingeladen, bei ihnen zu wohnen, und in schönen leisen Wagen fuhren die Mädchen weinend davon. Am siebten August verschwanden die Artisten, die gezwungen waren, sich als Kellner zu verdingen. Am selben Tag erhielten die Parterre-akrobaten telegraphisch ein Engagement nach Amerika und reisten mit dem Flugzeug ab. Jeden Abend wurde es ein wenig stiller und öder auf dem eingezäunten Gelände, über dem jetzt, weil es so heiß und trocken war, beständig eine dicke erstickende Staubwolke lag. Durch den Staub hindurch sah Herr Luigi die rote Abendsonne und oft hatte er Lust, einen der kleinen Züge der Schnellbahn zu besteigen, um die Sonne in Ostia Mare ins Wasser sinken zu sehen. Er konnte aber